

23]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. R.

Das schlimmste war, daß selbst der Vater Heurtault, trotz seines immer sehr lebhaften Enthusiasmus für die Kleine, sie in moralischer Hinsicht nicht übermäßig zu schätzen schien. Ich hatte die Bekanntschaft mit ihm erneuert und ihn mehrere Male zum Diner eingeladen. Wenn da der Wein seine Zunge gelöst hatte, verbreitete er sich in vertraulichen Mittheilungen so viel ich ihrer haben wollte. Nicht daß er schlecht von ihr gesprochen hätte, gewiß nicht! Er sparte nicht an Lobeserhebungen in bezug auf ihr mathematisches Genie, und selbst auf ihren einnehmenden weiblichen Zauber; er fand gar nicht genug Worte, wie rasend erhob er seine zu kurzen Arme; und er ging sogar so weit, sein Köppchen abzulegen und mich seinen famosen Schädel bewundern zu lassen. Aber wenn es sich darum handelte, bestimmt auszusagen, ob Cesarine ein anständiges Mädchen sei oder nicht, hatte er eine Art, den Dingen ein besonderes Gesicht zu geben, eine so absolute Gleichgültigkeit, daß mir dies als ein schlimmerer Vorwurf, als eine förmliche Anklage erschien. Er spielte dabei nachlässig mit seinem Barte und ließ Worte wie die folgenden fallen:

„Oh, wissen Sie, um diese Fragen schere ich mich wenig. Das hat gar keine besondere Wichtigkeit. Sehen Sie! Pascal hätte ein Dieb und Newton ein Mörder sein können, was hätte das mir geschadet. Hatten sie Genie? Da liegt der Hase im Pfeffer. Nun wohl! Bei der nicht minder, mehr verlange ich nicht.“

„Verzeihung,“ wandte ich ein, „Sie können doch selbst nicht umhin, Cesarine als ein Weib zu betrachten, da Sie sich ihrem Zauber hingeben, da ihre Stimme Sie entzückt.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte er, aber das ist für mich nur eine Grazie, mit der ihr Genie geschmückt ist, ich genieße das, wie einen besonderen Reiz, den sie der Mathematik hinzugefügt. Und wenn andere ebenso davon ergriffen werden wie ich, so finde ich das ganz natürlich.“

„Aber wenn andere soweit davon ergriffen werden, daß sie sich in das Weib verlieben?“

„Nun, das ist ihre Sache.“

„Und wenn das Weib ihre Liebe physisch erwidert?“

„Nun, das ist ihre Sache.“

„Aber glauben Sie, daß das bei Cesarine der Fall ist?“

„Ich weiß davon nichts. Und kurz und gut, ich schere mich darum wenig.“

Einmal rief er sogar ganz erhitzt aus:

„Wofür ihr Genie dessen bedarf, was möglich ist, so schere ich mich mehr darum, ich billige es dann. Ich habe bisher niemals über diesen Punkt nachgedacht. Sie bringen mich erst darauf. Es ist dennoch wahr! Sie begreifen nicht, was ich Ihnen sagen will. Nichts einfacher als das. Man hat oft ein Laster nöthig, um arbeiten zu können, nicht wahr? So der General zum Beispiel! Er besäuft sich. Gut! Tadeln Sie ihn darum? Um nichts in der Welt. Denn gerade wenn er besoffen ist, dann dringt er mit wunderbarer Klarheit in die Probleme der n -dimensionalen Geometrie ein. Nun, vielleicht hat Cesarine auch ihre Leidenschaft. Und dann...“

Ich gestehe, daß ich ebenfalls noch nicht die Dinge unter diesem Gesichtspunkte angesehen hatte. Aber ich fand mich damit nicht so leicht ab, wie der Vater Heurtault. Denn in Wahrheit konnte ich zum Beispiel nichts von Leidenschaft in dem Verhältnis von Cesarine zu Voichard erblicken. Und ich genirte mich nicht, es auszusprechen.

„Das ist in der That eine andere Sache,“ erwiderte Heurtault.

Ich erwartete eine entrüstete Aeußerung. Aber weit gefehlt.

„Vorausgesetzt, daß dies zutrifft,“ erwiderte er, „so ist das Hingebung, eine wunderbare Hingebung. Hingebung für die Bibliothek. Ich sage Ihnen, sie enthält wahre Schätze. Aber ohne Voichard würden diese Schätze längst nicht mehr existiren. Er hauptsächlich subventionirt das literarische Kabinet. Wenn er dann als Entgelt für seine pekuniäre Hilfe etwas anderes verlangt, so ist er sicherlich im Unrecht. Er benimmt sich wie ein Bube. Nur

darf man daraus Cesarinen keinen Vorwurf machen. Sie ist erhaben, wahrhaft erhaben in ihrer Aufopferung für die Wissenschaft. Sehen Sie einmal die Sache von meinem Gesichtspunkte aus an.

Der gute Mann hatte entschieden ganz sonderbare Gesichtspunkte und die Bewunderung, die er Cesarinen als Mathematikerin entgegenbringt, machte ihn allzu nachsichtig gegen sie als Weib. Aber ich hätte mich noch so weit fortreißen lassen, ihm zuzustimmen, wenn es sich nicht um ein Weib handelte, das mein Freund zu dem seinen machen wollte. Ich konnte diesen Gesichtspunkt nicht übersehen, der von Heurtault völlig außer acht gelassen wurde, und so lenkte ich denn seine Aufmerksamkeit darauf.

„Endlich,“ sagte ich, „denken Sie nicht daran, daß Roncieux sie heirathen will.“

„Er verdient sie,“ erwiderte mir Heurtault einfach.

Ich hatte zuerst geglaubt, daß das eine Fronte wäre, und daß der ehemalige „Bräutigam Cesarinen's“ so aus Eifersucht oder Rachegefühl spräche. Aber ich mußte sogleich einsehen, daß er das ganz aufrichtig und ohne böse Nebengedanken ausgesprochen hatte, denn er fügte hinzu:

„Er ist ein Mensch allerersten Ranges, der noch, denken Sie daran, was ich Ihnen sage, in der Mathematik gezählt werden wird. Zusammen werden die beiden ein einziges, ein erhabenes Paar bilden.“

Der Vater Heurtault fand alles erhaben. Und niemals hatte ich ihn so oft sein Köppchen abnehmen sehen; was offenbar seine Art, sich in die Haare zu fahren, ist. Ich schämte mich, auf einen solchen Enthusiasmus das Sturzbad meiner kleinbürgerlichen Einwendungen auszugießen; ja positiv kleinbürgerlich wie Gavaret gesagt haben würde. Trotzdem hatte ich den Muth dazu und entgegnete:

„So erhaben wie Sie nur irgend wollen! Es bleibt darum doch nicht minder wahr, daß Cesarine die Maitresse dieses und jenes, Voichard's und“ — das Wort des Kapitäns fiel mir wieder ein — „eines Hausens anderer gewesen ist...“

„Nun und?“ unterbrach mich Heurtault, indem er seine Brille aufhob, um mich mit den Blicken jemandes anzusehen, der nicht recht versteht.

„Nun, das ist eine Frau, die man nicht heirathet.“

„Und ihr Genie?!“ schrie Heurtault, indem er aufsprang.

Ich schrie ebenfalls, und hatte mich ebenso erhoben:

„Und das übrige?“

„Bah! das übrige!“ rief Heurtault durch seinen Bart, den er bis über das Gesicht in die Höhe gezogen hatte. „Das übrige. Ich hoffe, daß Roncieux nicht Ihre Vorurtheile theilt, und daß er so denkt wie ich. Um das übrige schert er sich den Denter.“

Etwas anderes hatte ich aus ihm nicht herauszulocken vermocht und die ganze Situation, in der sich Paul und Cesarine befanden, blieb mir nicht weniger unklar. Meine Rathlosigkeit hatte noch zugenommen.

Die Neugier durchwühlte mich. Und so war ich auch noch öfter nach der kleinen Kneipe in der Rue Casas gegangen. Aber das Glück begünstigte mich nicht so wie das erste Mal. Ich war des Abends dort gewesen und des Nachmittags, ohne zu dem einen Zeitpunkt mehr Glück zu haben als zu dem anderen. Es kam fast niemand mehr dahin. Gelegentliche Gäste, sowie ich und sehr selten jemand anders. Von allen Stammgästen war nur der Krämer mit dem Marbergesicht seinen beiden kleinen täglichen Tassen treu geblieben. Der Wirth, Louis, las an seinem Zahlische wühlend die Zeitungen, von Zeit zu Zeit erhob er sich, nahm auf der Bank neben seinem Gaste Platz und ließ sich mit ihm in wilde Diskussionen ein. Wild, aber mit leiser Stimme gesprochen. Er mißtraute offenbar den Fremden, die alle vier Winkel des leeren Saales zu durchspüren schienen. Der Krämer war noch mißtrauischer und antwortete kaum auf das leidenschaftliche Geflüster des Wirthes, der gewöhnlich die Diskussion, bei der er allein gesprochen hatte, mit den laut gesprochenen Worten endete:

„Kurzum, Herr Jouguin, das ist auch wohl Ihre Meinung, die ich da zusammengefaßt habe, nicht wahr?“

Er hatte immer noch zur großen Verzweiflung des Krämers die Leidenschaft, das Gesagte zusammenzufassen, zur Verzweif-

lung des Krämers, der auf alles einging, um ihn loszuwerden und der mir sofort ins Ohr flüsterte:

„Das ist meine Meinung, ohne es doch zu sein, wissen Sie. Ich, ich wünsche niemandem Uebles. Wenn's nach mir ginge, könnte jeder nach seiner Idee denken und handeln, vorausgesetzt, daß man mich in Ruhe läßt.“

Ich fragte ihn, was aus den anderen Stammgästen geworden sei, die vor vierzehn Tagen noch dagewesen waren.

„Oh!“ sagte er mir, indem er nach rechts und links unruhige Blicke warf, als ob die Abwesenden es hätten hören können, „oh! das sind alles Hasensüße! Vier haben sich nach der Provinz dünne gemacht. Die übrigen wagen nicht, aus dem Hause zu gehen. Alles Hasensüße!“

„Wie, auch der dicke frisirte Herr?“

„Herr Grouvet? Oh, doch! Er hat sich gezeigt. Er scheint ein Tollkopf zu sein. Bei einer Manifestation der Freimaurer. Ich weiß meiner Treu nicht, ob dafür oder dagegen. Er hat sich nicht genauer darüber ausgelassen. Aber sicher ist, daß er ein blutunterlaufenes Auge hat. Und seitdem gestattet ihm seine Frau nicht mehr, seinen Fuß zum Hause hinauszusetzen.“

„Und gehorcht er seiner Frau?“

„Das will ich wohl meinen.“

Ich konnte mich nicht enthalten, Herrn Jonguin mein Kompliment über seinen Muth zu machen.

„Alle Achtung, Sie sind kein Hasensüß!“

Er nahm eine bescheidene Miene an; dann sagte er mit kurz abgebrochenen Worten:

„Sie verstehen. Ich kenne mich in der Revolution aus. Ich habe schon die von 48 gesehen. Das wird dieselbe Sache sein. Man muß nur seinen Weg als ordentlicher Mensch verfolgen und nichts an seinen Gewohnheiten ändern, und wenn dann der Wesen sagt, schließt man sich in seinem Hause ein. Denn das endet immer auf dieselbe Weise. Auch diejenigen haben Unrecht, die ihre Galle in die Höhe steigen lassen. Man muß das wie ein Gewitter im Sommer nehmen. Das ist alles.“

Und ich bewunderte den unbewußten Heroismus, der ein Ausfluß seiner egoistischen Philosophie war.

„Und der Schneider Uggal?“ fragte ich. „Was macht der?“

„Das ist ein Narr. Der steht auf Vorposten.“

In diesem Augenblick kam der Wirth und setzte sich neben uns. Er hatte unsere letzten Worte vernommen.

„Ja,“ fügte er hinzu, „er ist auf Vorposten und im besten Zuge Monarchen zu massakriren.“

Er versuchte, sich eine spöttische Miene zu geben.

„Spotten Sie nicht über die brame Spindel,“ sagte Jonguin. „Leute seines Schlages, das ist gewiß, machen die Revolutionen furchtbar. Aber man hat nach allem kein Recht, sie von der lächerlichen Seite zu nehmen. Die lassen sich ruhig todschlagen, diese Kettenhunde. Passen Sie auf. Im Jahre 48 sah ich einen Polen . . .“

„Da haben wir es ja“, unterbrach ihn der Wirth, „ein Pole! Immer diese Ausländer! Sie sind an allem schuld, diese Ausländer! Ein Haufen Kanakillen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kallobst.

Von Paul Grimm.

Dem Gartenbesitzer macht es keine geringe Sorge, wenn er Frucht an Frucht, noch ehe sie reif geworden, von Ast und Zweig hernieder fallen sieht. Er hatte seine Lieblinge so sorgsam gehegt. Wider die unholden Nachfröste schützte er sie, so gut er eben konnte. Die Zweige stützte er, an denen sie im goldenen Strahlenmeer der Sommer Sonne ihrer Reife zutreiben. Nun muß er sie, noch bevor sie dieser theilhaftig geworden, vom Boden auflesen. Der leiseste Windhauch oder ein Regen mit etwas schweren Tropfen hat das Band gelockert, das sie bisher am Baume festgehalten.

Freilich wird er sich in den meisten Fällen die Schuld an solchem Verlust selber zusprechen müssen. Gewiß, wider den Sturm, der die Äste zerzaust, oder den Hagelschlag, der sie mit seinen Geschossen bombardirt, vermag er sie nicht zu schützen. Dann ist oftmals der Erdboden, wie besät mit unreifen Früchten und die Hoffnung auf eine ergiebige Ernte geradezu zerstört. Aber wenn der Wurm seine Gänge in das Fleisch bohren konnte, so ist das für den Gartenbesitzer nur die Mahnung, im nächsten Jahre sorgfältiger Acht zu geben, damit nicht die so mannigfachen vegetations-schädlichen Lebewesen wiederum ihr Unwesen treiben können. Man schlägt oft die Hände zusammen, wenn man sieht, daß vollständige Kraupenester an den Zweigen kleben. Man macht Jagd auf sie und schneidet ganze Äste ab. Und doch wäre all das nicht nöthig gewesen, wenn

man bei Zeiten die Vorichtsmaßregeln getroffen, die von der gärtnerischen Kunst für solche Fälle längst angerathen wurden und sich so vortrefflich bewähren. Wer im Herbst und spätestens im Frühling die Bäume gründlich von jenen schädlichen Larven und Insekten frei hält, der braucht auch nicht sonderlich Furcht zu hegen, daß er statt reifer Früchte eitel Fallobst ernten wird.

Nichtsdestoweniger besitzt auch dieses seinen Werth, und wofern die Hausfrau nur ein wenig umsichtig ist, wird sie immer im Stande sein, Nutzen daraus zu schlagen. Es können sogar Fälle eintreten, die es nöthig machen, die Früchte vom Baume zu nehmen, noch bevor diese ihre vollständige Reife erlangt haben. Wenn nämlich die Früchte gar zu gedrängt wachsen, ist es geradezu eine Nothwendigkeit, einige davon zu entfernen, damit die zurückbleibenden um so besser gedeihen. Denn einer der elementarsten Grundsätze der Obstbaukunde lautet: man soll jedem Baum nur so viel Früchte lassen, als seiner Kraft angemessen scheinen. Trotz der einleuchtenden Einfachheit dieser Regel wird nur allzu viel dagegen gesündigt. Wenn die Früchte sich so dicht zusammendrängen, daß sie kaum von den Sonnenstrahlen getroffen werden, können sie vor allem niemals eine wirkliche, vollständige Reife erlangen. Es ist eben Schattenobst, dem Wohlgeschmack und Würze fehlen. Man entferne nun einige, so daß die Sonne die zurückbleibenden umspielen kann, und diese werden nicht nur schmackhafter, sondern auch größer werden. Mancher Obstwirth glaubt aber wunder was erreicht zu haben, wenn seine Bäume unter der Last ihrer Früchte schier zusammenbrechen. Abgesehen davon, daß sie dann die eben gerügten Missethäter aufweisen, erschöpft auch der Baum selber alle die Kräfte, über die er zu verfügen hat. Da wundert man sich dann, daß er im nächsten Jahre eine nur geringe Ernte abwirft oder ganz und gar versagt. Hätte man sich jedoch entschlossen, einen Theil der Früchte im halbreifen Zustande zu entfernen, so wäre ein solcher Ausfall nicht eingetreten.

Was heißt denn aber eigentlich reif beim Obst? Auch darüber sind die meisten so gut wie gar nicht unterrichtet, und selbst mancher Gartenbesitzer darf sich eine kleine Unterweisung wohl gefallen lassen. Vor allem muß man in dieser Hinsicht einen Unterschied machen zwischen Sommer- und Herbstobst einerseits und Winterobst anderseits. Das erstere schmeckt immer am besten, wenn es am Baum selber die Reife erlangt hat. Der Großstädter freilich wird dieses Genußes nur in ziemlich seltenen Fällen theilhaftig werden. Obst, das transportirt werden muß, pflegt fast immer in unreifem oder, um mich richtiger auszudrücken, in noch nicht völlig gereimtem Zustande gepflückt zu werden. Darum schmeckt das in den Handel gebrachte Obst oftmals so fade und charakterlos. Die Aprikose mündet nur, wenn sie direkt vom Spalier auf den Tisch kommt. Allein sie ist so zart und empfindlich, daß sie kaum transportirt werden kann, wenn sie erst die Reife, also das völlige Produkt von Wohlgeschmack und Aroma, schon erlangt hat. Anders das Winterobst. Es erzielt seine Reife stets erst, nachdem es eine Zeit lang gelagert hat und der umsichtige Gartenbesitzer muß darum aus der Praxis heraus wissen, wann er dieses am besten abzurufen hat. Ueberhaupt ist die eigene Erfahrung ein Rathgeber, dem man immer und allerorten Gehör verstaten soll. Wer Früchte, selbst die erst auf dem Lager nachreisenden, gar zu frühzeitig vom Baum nimmt, gewinnt stets wenig anderes als Fallobst. Es läßt sich ebenso wenig für den unmittelbaren Genuß verwenden wie für die Obstmostbereitung. Schon nach wenigen Tagen stellt sich heraus, daß es geschmacklos, unansehnlich und runzelig ist. Man thut dann am besten, wenn man es sofort in die Küche wandern läßt, bevor noch die wenigen guten Eigenschaften, die es zu bewahren vermochte, verloren gegangen sind. Die Hausfrau muß dann wieder gut machen, was der Obstwirth gesündigt hat. Glücklicherweise versteht sie, wenn sie irgend ein wenig Umsicht besitzt, aus dem Fallobst einen so mannigfachen Nutzen für die Wirthschaft herauszuschlagen, daß der Schaden nicht gar zu bedeutend sein dürfte. Nur daß doch der eigentliche Zweck verfehlt ist und man keine wirklich gereiften Früchte erntet. Denn Fallobst bleibt immer Fallobst — ob es nun freiwillig von Ast und Zweig hernieder gleitet oder durch eine unkundige, ungeschickte Hand dazu veranlaßt wird.

Sein Hauptwerth besteht in dem Vorrath an Säure und an aromatischen Stoffen, von denen besonders der erstere sehr bedeutend ist. Kompott aus Fallobst mündet deshalb meistens um vieles besser als solches aus gereiften Früchten, die sich mitunter für eine solche Verwerthung überhaupt nicht eignen. Es sei nur darauf hingewiesen, wie begehrt das Kompott aus unreifen Stachelbeeren ist, während sich die auch nur annähernd gereiften hierzu ganz und gar nicht eignen. Allerdings muß stets eine ziemlich bedeutende Menge Zucker hinzukommen; dann erhält man aber auch ein Kompott, wie es schmackhafter und zugleich gesünder nicht gewünscht werden kann. Ein vorzügliches Gelee geben insbesondere die Falläpfel. Man schneidet diese und kocht sie unter ganz geringem Wasserzusatz so weich, daß sie schon mit einem Strohhalm durchstochen werden können. Darauf thut man sie in ein Tuch und preßt sie aus. Den so gewonnenen Saft mischt man mit Zucker, etwa 250 Gramm auf den Liter, und kocht ihn bei fleißigem Abschäumen so lange, bis Tropfen, die auf einen Teller fallen, sich ohne jeden Rückstand abheben lassen. Manche Hausfrau giebt während des Kochens noch Schlemmkreide hinzu. Dadurch bringt man nämlich zuwege, daß

Das Gelee ein vollständiges klares Aussehen gewinnt. Auf einen Liter Saft hat man dann ungefähr einen Eßlöffel Schleimkräuter zu rechnen. Diese legt sich sofort als dichter Schaum auf die Oberfläche und ist sorgfältig fortzuschöpfen. Das Gelee selber wird, noch warm, in Gläser gefüllt, luftdicht verschlossen und an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Eine weitere Verwertung des Fallobstes besteht darin, daß man Essig daraus herstellt. Zu diesem Zwecke werden die Früchte zerquetscht und in ein Faß gethan. Hierzu giebt man so viel Wasser, daß dieses, wenn man den Inhalt mit einem Fagboden bedeckt und dann mit Steinen beschwert, die Früchte noch ganz genau bedeckt. Das Faß selber wird an eine warme Stelle gebracht, damit die Früchte in Gährung übergehen. Nach einiger Zeit preßt man den Saft ab und gießt ihn auf ein reines ungeschwefeltes Faß. Auch dies soll an warmer, mindestens aber frostfreier Stelle seinen Standort haben und stets spundvoll gehalten werden, indem man beständig starken Essig hinzugießt. Um den Inhalt frei von jeder Unsauberkeit zu bewahren, legt man auf die Oeffnung ein Brettstück, das mit zwei Nägeln leicht angeheftet wird. Dies Verfahren wird etwa ein halbes Jahr innegehalten, bis die Essiggährung vorüber ist, also aus dem Faße keinerlei Geräusch mehr tönt. Will man ihn klären, so geschieht das auf sehr einfache Weise, indem man gepulvertes Knochenmehl, einen Eßlöffel auf den Liter, zu der Flüssigkeit mischt. Nach tüchtigem Verrühren der Zuthat läßt man den Essig eine Weile stehen, bis sich die Koble an den Boden gesetzt hat. Dann soll die Flüssigkeit durch einen einfachen Filter laufen, und man hat einen vorzüglichen Essig gewonnen. Jede Obstsorte eignet sich hierzu, selbst Schalen und ähnliche Abfälle. Will man jedoch seinem Essig ein besonders angenehmes Aroma verschaffen, so gebe man einige Himbeeren oder Brombeeren zu der Masse. Gerade der Essig ist die schwache Seite in manchem Haushalte. Man mißt ihm leider meist nicht den Werth bei, den er eigentlich mit gutem Recht beanspruchen darf. Durch die Benutzung von Fallobst würde somit die Hausfrau eine Handhabe besitzen, wie sie ihn sich ohne jede Kosten und mit nur ganz geringem Aufwand von Mühe verschaffen kann. —

Kleines Feuilleton.

Die Geschichte einer Republik in der Mandchurei.

Im Jahre 1883 entdeckte ein kleiner russischer Goldindustrieller in der nördlichen Mandchurei nicht weit von der russischen Grenze in dem Thale der Sheltuga reiche Goldadern. Er gewann einen Ingenieur Lebedin, welcher mit einer größeren Partie Arbeiter nach allen Regeln der Technik eine reguläre Goldausbeutung organisierte. Aber der Ingenieur fiel bald der Trunksucht völlig anheim, wurde sterbend über die russische Grenze zurückgebracht, und die Arbeiter blieben sich selbst überlassen und begannen für eigene Rechnung zu arbeiten. Das Gerücht von dem neuen, reichen Goldlande durchzog mit der Schnelligkeit des Blitzes das ganze Amurgebiet und Transbaikalien, und tausende von Menschen machten sich auf den Weg, um nach Glück und Reichthum zu suchen. Darunter befanden sich einfache russische Arbeiter, Flüchtling gewordene Zwangssträflinge, von denen die Wälder Sibiriens wimmeln, Abenteurer aus aller Herren Ländern und aus allen Schichten der Gesellschaft: Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Engländer u. s. w. Im Frühjahr 1885 waren in dem Goldlande schon an 12 000 Europäer und mehr als 500 Chinesen in eifriger Thätigkeit. Wer ein paar Bände Gerstäcker gelesen hat, kann sich ohne viel Phantasie ausmalen, wie es in der Republik am Sheltuga-Flusse herging, von deren Existenz die chinesischen Behörden keine Ahnung zu haben schienen und die dem russischen Szepter durch die Grenzpfähle entrückt war. Die Gier nach Gold beherrschte alles, Raub und Mord waren an der Tagesordnung. Im Laufe der Jahre wurde es aber besser. Händler zogen herzu, um die Goldsucher mit den Bedürfnissen der Zivilisation: Schnaps, Thee, Zucker u. s. w. zu beglücken, Bergnützungsetablissemens thaten sich auf, um das viele Geld, das so leicht gefunden wurde, besser zu fixieren zu machen, und die Goldsucher selbst wurden der vielen Verbrechen müde, die unter ihnen passirten, und empfanden ein gewisses Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung.

Sie wählten schließlich aus ihrer Mitte einen Mann, der sich durch Energie, Ehrlichkeit und praktisches Organisations-talent auszeichnete, und machten ihn zu ihrem Gemeindefürsten. Auf dessen Initiative wurde die Gemeinde in 5 Distrikte eingetheilt, jeder mit einem Keltesten an der Spitze. Die Distrikts-Keltesten erhielten die Befugnis, Strafen bis zu 100 Knutenhieben zu verhängen, die zweite Instanz für die schwereren Verbrechen bildete der Gemeindefürst und bei Ausnahmeverbrechen wurde eine Versammlung der Goldsucher zur Aburtheilung einberufen. Das zur Richtschnur für Alle ausgearbeitete Gesezbuch war äußerst strenge. Ein Mörder wurde nach dem Geseze Mosis behandelt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Für Diebstahl gab es 500 Hiebe mit einer mit scharfen Nägeln versehenen Knute (eine immer tödtliche Prozedur), für das Tragen von Waffen in betrunkenem Zustande, für Schießen im Gebiet von Sheltuga ohne zwingende Gründe gleichfalls 500 Knutenhiebe. Das Zuführen von Weibern in den Goldtrayon wurde mit 400 Stockhieben bestraft, 200 Stockhiebe standen auf nächtlichen Lärm und 100 auf öffentlicher Trunkenheit u. s. w. Außerdem wurde jeder, der einer Strafe anheimgefallen war und dieselbe lebend überstanden hatte, aus Sheltuga

für immer ausgewiesen und erhielt an der Grenze der Republik noch 100 Stockhiebe, damit er das Wiederkommen vergäße. Der neue Chef der Republik entsprach den auf ihn gesetzten Erwartungen vollkommen. Am ersten Tage seines Regierungsantrittes ließ er 30 der ärgsten Uebelthäter hängen, zwei ganze Wochen hindurch wüthete die Knute unaufhörlich, um die anderen zahllosen Straf-urtheile zur Ausführung zu bringen, aber dann gab es auch musterhafte Ruhe und Ordnung. Diejenigen Goldsucher, welche die Erkenntnis in sich fühlten, daß sie für gefehrmäßig geordnete Zustände nicht geschaffen wären, verließen voll Schrecken Sheltuga. So weit wäre nun alles ganz gut und schön gewesen, aber der russischen Regierung begann die Existenz der Sheltuga-Regierung allmählig doch sehr unbequem zu werden. Aus Tschita, Kertschinsk und den anderen Grenzorten liefen die Arbeiter fort, um nach dem neuen Eldorado zu gehen; die russische Goldgewinnung gerieth ganz ins Stocken, und so wurden mit der chinesischen Regierung langwierige Unterhandlungen angeknüpft, um die russischen Unterthanen aus der „Republik“ auszuweisen. Der „Sohn des Himmels“ willigte endlich ein, der Existenz der Republik ein Ende zu machen; es wurde gegen dieselbe eine Abtheilung von 200 Reiter, 1000 Mann Infanterie und 2 Feldgeschützen ausgesandt. Die Goldsucher wollten gutwillig nicht gehen, und so entspann sich ein wilder, hartnäckiger Kampf, in welchem die „Republikaner“ fast völlig vernichtet wurden. Nur 27 Russen ist es gelungen, unverfehrt die Grenze zu erreichen. Eine Abtheilung von 500 Mann ist auf der Trümmerstätte zurückgeblieben, um neuen Zugang abzuwehren. —

Theater.

— „Bartel Luraser“, ein aus dem Arbeiterleben geschöpftes Drama von Philipp Langmann, wird im Oktober am Lessing-Theater zur ersten Aufführung gelangen. Auch die „Freie Volksbühne“ will, wie wir hören, das Stück ihren Mitgliedern vorführen. —

— Das Wiener Burg-Theater, das gegenwärtig im Innern umgebaut wird, erhält als erstes vor allen Wiener Theatern ein verdecktes Orchester. —

Musik.

— In Bayreuth haben am Montag die diesjährigen Bühnenfestspiele mit dem „Parsifal“ begonnen. Das Haus war ausverkauft, Anton Seidl dirigirte. —

Erziehung und Unterricht.

b. Die volksthümlichen Universitätskurse, die in Wien seit dem Winter 1895/96 abgehalten werden, haben nach dem soeben erschienenen Bericht des Ausschusses auch im vergangenen Winter, dem zweiten ihres Bestehens, eine bedeutende Anziehungskraft auf das Publikum ausgeübt. Die Besucherzahl für 58 Vortragskurse ist von 6172 im Vorjahre auf 7162 im Berichtsjahre gestiegen, wozu noch ein auf Wunsch des katholischen Gesellenvereins in Baden bei Wien gehaltener Kursus mit 152 und ein Elementarkursus für die lateinische Sprache mit bedeutend erhöhtem Honorare mit 151 Hörern kam. Die Vortragenden waren sämmtlich mit den Erfolgen und dem Publikum ganz außerordentlich zufrieden und heben mehrfach rühmend hervor, daß niemand sich ein aufmerksames und verständnisvolleres Auditorium wünschen könne. Leider besteht eine erhebliche Abneigung bei dem Publikum, statistische Angaben in bezug auf Alter, Beruf, Vorbildung zu machen, so daß der Versuch, eine Statistik hierüber anzugehen, durchaus mißlungen ist. Arbeitervereinigungen wurden Eintrittskarten zu halben Preise zur Verfügung gestellt; davon wurden 1907 abgenommen, so daß mehr als ein Viertel der Besucher organisierte Arbeiter waren. — Während man in Oesterreich daran denkt, diese Kurse weiter auszuweiten und auch in Provinzstädten ohne Universität einzurichten, verhält sich die Berliner Universität gegen den Gedanken, die Volksbildung auszubreiten, bekanntlich ablehnend; wir glauben auch nicht, daß wir in absehbarer Zeit materielle Unterstützung seitens der Staatsbehörden für diesen Zweck erreichen werden. Den oberbairischen Jnnern bietet ja unsere Volksschule schon zu viel, und vorläufig regieren diese in Preußen-Deutschland. —

Aus der Vorzeit.

— Eine ausgedehnte vorgeschichtliche Wohnstätte ist in der Nähe von Baden bei Wien aufgefunden worden. Sie erstreckt sich über einen Umkreis von acht Kilometern. Die verhältnismäßig zahlreichen Funde, unter denen die Steinwaffen und Werkzeuge besonders durch ihr schönes und werthvolles Material bemerkenswerth sind, und die große räumliche Ausdehnung gestatten den Schluß, daß hier die Spuren einer der größten und bedeutendsten Siedelungen der vorgeschichtlichen Zeit in Niederösterreich aufgefunden worden sind. Außer schönen, seltenen Waffen und Werkzeugsstücken aus Jaspis, Nischopal, Carneol und verschiedenen farbigen Feuersteinen fanden sich auch Fragmente von Schmuckketten aus Bernsteinperlen, Bronzefragmente, Steinwerkzeuge und zahlreiche Gefäßbruchstücke, Thonidole (Gögenbilder), Meiß- und Mahlsteine, sowie eine Menge von Nucleus aus Halbedel- und Feuersteinen. Die Siedelung muß durch lange Zeiten der primitiven Kulturentwicklung benützt worden sein, denn die Funde umfassen den ganzen Zeitraum von der paläolithischen Periode (ältere Steinzeit) bis zur Römerzeit in Niederösterreich. Von den römischen Funden ist besonders ein Gemmenbruchstück mit der Darstellung eines schreitenden Mars von Interesse, da es das einzige in

seiner Art ist, das bisher in Baden gefunden wurde. Bruchstücke von römischen Gefäßen, Thonlampen und von Glasgefäßen sowie Münzen und Bronzeheile, darunter ein merkwürdiges Schmuckstück, wurden in größerer Anzahl gesammelt. —

Aus dem Tierreiche.

10. Ein Thier ohne Feinde ist gewiß eine große Seltenheit in der Natur; dieses beneidenswerthen Ruses hat sich der Ameisenigel (*Echiana aculoata*) zu erfreuen, das aller-niedrigste Säugethier, das in Nord-Australien lebt und besonders die bergigen Gegenden bewohnt; es hält sich nicht in Erdlöchern auf, weil diese dort in dem felsigen Boden schwer herzustellen wären, sondern in Spalten im Gestein oder zwischen Felsentrümmern. Der Ameisenigel geht des Nachts auf seinen Fang aus, am Tage schläft er in seinem Versteck, man hält ihn für ein ungeschicktes und langsames Thier, aber er kann, wenn es Noth thut, auch höchst mobil werden. Er lebt im allgemeinen von den weißen Ameisen oder Termiten, die er mit seiner wurmförmigen Zunge aus ihren Behausungen herauszieht, jedoch kann er auch sehr lange Hunger ertragen. Der Zoologe Knuth Dahl hat einen Ameisenigel einmal 14 Tage lang in einen Sack gesteckt, aus dem er am Ende dieser Zeit dick und wohlgenuth wieder zum Vorschein kam, ohne daß er irgend eine Nahrung erhalten hatte. Seine Beine sind mit starken Grabkrallen versehen, mit denen er den Ameisen nachgräbt, und der Leib ist auf der Oberseite mit dichten Stacheln besetzt. Wenn er eine Gefahr vermutet, so rollt er sich wie ein Igel zusammen und ist auf diese Weise für jedes Thier un-nahbar. Seine einzigen Feinde sind die Menschen, denn die Eingeborenen essen sein Fleisch. Im übrigen wissen diese von dem Leben des Thieres so gut wie garnichts, und wenn man ihnen sagt, daß der Ameisenigel Eier lege, so lachen sie einen aus. Die Nachstellungen durch den Menschen haben es dann allerdings fertig bekommen, den Ameisenigel, der im Tierreiche keine Feinde besitzt, aus manchen Gegenden fast völlig zu vertreiben. —

Medizinisches.

— Die Berichte der deutschen Pestkommission werden in der „Verl. Corr.“ inhaltsweise wiedergegeben. Wir entnehmen den Ausführungen folgendes: „Die Ermittlungen der Kommission ergaben, daß der Pestbazillus außerhalb des menschlichen Körpers oder des Körpers gewisser Thiere eine bemerkenswerthe Hinfälligkeit zeigt. Reinkulturen von Pestbazillen wurden durch Siedehitze und Sublimat sofort, durch Mineralsäuren binnen fünf, durch Karbolsäure binnen zehn Minuten, durch Kalkmilch und auch durch Sonnenlicht binnen einer Stunde getödtet. Bazillenhaltiges Material zeigte, aufbewahrt, eine Lebensdauer der Bazillen von längstens acht bis zehn Tagen; in Leitungswasser starben dieselben nach drei Tagen. Es erwies sich, daß die Pestbazillen ohne Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffs nicht zu wachsen vermögen. Thierversuche ergaben, daß stark mit Pestbazillen künstlich infizierte Tauben, Hühner, Gänse und Schweine gar nicht reagierten, während sich Schafe und Ziegen empfindlicher erwiesen, Kühe mit hohem Fieber und starken örtlichen Erscheinungen, Pferde geringer reagierten. Alle Versuchsthiere genasen wieder. Im höchsten Grade empfindlich erwiesen sich Ratten, von denen festgestellt ist, daß sie die Pestkeime von Haus zu Haus verschleppen und auch auf Menschen übertragen. — Zu den Versuchen über die Fragen der künstlichen Immunität und der Verwendbarkeit eines Schutz- und Heilserums wurden ausschließlich Affen benutzt. Graue Affen erwiesen sich hochempfindlich für die Pestinfektion, braune Affen weit weniger. Die Versuche ergaben, daß der künstlichen Immunisierung mit abgetödteten Kulturen, wie schon Gaffkine bewies, eine mehr oder weniger hohe Schutzwirkung zukomme, sowie daß am vorteilhaftesten vollvirulente Kulturen, welche durch einstündige Behandlung mit einer Temperatur von 65 Grad abgetödtet wurden, verwendet werden. Die Immunität tritt nach einem gewissen Zeitraum, etwa von fünften bis siebenten Tage an ein; Versuche über die Dauer derselben aber würden Monate beanspruchen. In dieser Weise immunisierte Affen besitzen einen hohen Grad von Immunität; sie vertragen verhältnismäßig große Mengen von Pestkultur (etwa 2 Milligramm) ohne merkliche Krankheitserscheinungen. Zur eigenen Beurtheilung eines Serums war die Zeit zu kurz. Versuche mit Versineschem Serum ergaben, daß braune Affen, mit frischem, starkem Serum in der Menge von 10,5 und 3 Kubikzentimetern vorbehandelt, die Injektion von etwa 2 Milligramm Pestkultur, ohne zu erkranken, ertrugen, während 1 Kubikzentimeter nicht mehr genügte. Bei den höher empfindlichen grauen Affen aber erwies sich das Serum als völlig wirkungslos. Die Dauer der Schutzkraft bei den braunen Affen erstreckte sich auf höchstens acht Tage. Bei den Versuchsthiern bewies starkes Serum auch unzweifelhafte Heilwirkungen. Die Berichte melden ferner, daß Professor Koch und ein Mitglied der Kommission am 18. Mai nach der stark von der Pest heimgesuchten portugiesischen Stadt Damaon reisten und dort beobachteten, daß die im Freien kampfirenden Einwohner nur vereinzelt, die in den Häusern Zurückgebliebenen aber in unge-schwächter Zahl erkrankten. Dort ausgeführte 1400 Gaffkinische Schutimpfungen ließen unzweifelhaft eine Schutzwirkung erkennen, jedoch nur eine bedingte, da nicht wenige Geimpfte (jedoch mit auffallend mildem Verlaufe) erkrankten und an nachweislich

20 derselben nach der Impfung sich Pest mit tödtlichem Ausgange entwickelte. —

Humoristisches.

— Ein sonderbarer Wittmann. Ein deutscher Lehrer in Südbrafilien schreibt: „Die deutschen Schulkinder hier im Ur-walde stehen mit dem Hochdeutschen auf keinem besonders vertrauten Fuße. Meist wird nur der von den Eltern und Großeltern über-kommene Dialekt verstanden. Bei mir herum gilt Moselaner-Deutsch für das einzig richtige. Neulich las ein achtjähriges Mädchen die Stelle vor, wo Abraham an stelle seines Sohnes einen Widder findet. Da ich der Kleinen hinsichtlich ihrer Kenntniß von einem Widder nicht recht traute, so fragte ich zum Scherz, wie viel Beine so ein Widder habe. „Et zwai“, sagte Marietchen ganz fix. In der ganzen Schule befand sich auf weiteres Befragen niemand, der das Wort verstand, so daß ich erklären mußte, es sei ein „Schafbock“ gemeint. Nun wollte ich aber doch wissen, warum das Mädchen so hurtig geantwortet hatte: zwei Beine. „Njo“, sagte sie, „aich han gemeint, et wär'n Wittmann.“ —

— In der Familie. Er (ärgerlich): „Aber was hat denn nur das Kind, daß es immer schreit und heult? Was hat es nur?“ — Sie: „Es hat — es hat eben den Charakter seines Vaters.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Kattowiz, 20. Juli. Wie die „Kattowizer Zeitung“ zu dem gestern erfolgten Einsturz des Schornsteins auf der neuen Zink-hütte in Rodzin meldet, sind bisher 3 Todte, davon zwei ganz ver-stümmelt, und zwei Schwerverletzte aufgefunden worden. Man ver-muthet, daß noch mehr Personen verunglückt sind. Wahrscheinlich ist das Unglück auf eine Explosion in der Flugstaub-Feuerungsanlage sowie der Gase, welche sich im Schornstein angeammelt hatten, zurückzuführen. Die Anlage wurde gestern zum ersten Male in Betrieb gesetzt. —

— Ein feiner Mann. In Broslawiz bei Gleiwiz sollte vor einigen Tagen eine Hochzeit stattfinden. Der Bräutigam, ein österreichischer Zollbeamter, der einen Theil der Mitgift bereits erhoben hatte, blieb aber aus, weil der zu seiner Abholung gefandte Wagen zu schäbig gewesen sei. —

— Ein Apotheker in Tilsit erhielt, wie die „Dz. Ztg.“ er-zählt, von einem Bewohner aus der Nähe der russischen Grenze ein eigenartiges Schreiben. In's Orthographische aus der schwer zu ent-räthselnden Schreibart des Verfassers übertragen, hat der Brief folgenden Wortlaut: „Lieber Herr A. . . Könnte ich von Ihnen solche Tropfen oder ein anderes Mittel zum Augenerblindenden er-halten, daß mich die Russen über der Grenze nicht sehen könnten. Bekomme ich solches Mittel, dann treibe ich das Geschäft (natürlich den Schmuggel) wieder so wie früher. Lieber Herr A. Sollte es zu bekommen sein, dann bitte mir durch diesen Mann einen kleinen Brief zu senden, was es kosten soll, und wie es gemacht wird, das darf der Mann nicht wissen. Der Preis macht mir gar nichts. Daß es kosten, wieviel es kostet, wenn es nur zu bekommen wäre. —

— Das Dienstmädchen eines Hofbesizers bei Calcar hat im Verlaufe von einigen Jahren vier Kindern das Leben gegeben und diese in Gemeinschaft mit dem Hofbesizer sofort nach der Geburt getödtet. Im Keller wurden die Leichen von drei Kindern und auf dem Heuboden die des vierten Kindes gefunden. Der Hofbesizer und die Magd wurden verhaftet. —

— Nach dem Genuß von Schierling ist in Bielefeld ein sechs-jähriges Kind gestorben. Ein anderes, das Goldregenblüthen gegessen, konnte unter Anwendung von Gegenmaßregeln gerettet werden. —

— Auf sonderbare Weise verunglückt ist in Kreuznach ein Barbier. Er zündete sich einen Zigarrenstummel an, ein Windstoß trieb die Flamme des Streichhölzchens ihm ins Gesicht, und im Nu standen der kräftige Schnurrbart, der lang herabwallende Vollbart und das Haupthaar in Flammen. Der Kopf des Mannes, der jetzt schwer verletzt darniederliegt, ist völlig kahl gebrannt. —

— In Frankfurt a. M. wollte am Sonntag Abend ein Fräulein in einem Luftballon aufsteigen. Ein Windstoß jedoch trieb den Ballon in die Krone einer Pappel, wo das Netzwerk hängen blieb. Das Fräulein schwebte 50 Fuß hoch an einem Ast an-gelammert über der Erde. Vier Männer erklimmen den Baum und brachten die Luftschifferin auf den sicheren Boden. —

— Bei Garching (Oberbayern) wurde (im Wasser) die Leiche einer Frauensperson — der Kleidung nach einer Arbeiterin — und eines neugeborenen Kindes gefunden, das nach ärztlichem Befunde im Moment des Todes der Mutter geboren wurde. —

— In Wiener Neustadt sind die großen Magazine der Produktenfirma Gebrüder Meyer niedergebrannt. —

— Der Gemeindefassirer Heinz, der aus Ribnik in Kroatien — nicht Rybnik, Regierungsbezirk Oppeln, wie es in der ersten Meldung hieß — in Gemeinschaft mit dem Gemeindevorstand Biz-lovich unter Mitnahme von 2000 Gulden flüchtig geworden ist, ist in Rudolfswerth in Krain ergriffen worden. —

— In einer De Beers-Mine bei Kimberley (Südafrika) waren infolge Eindringens von Schlamm mehrere Europäer und 50 Eingeborene verschüttet worden. Bis auf einen Europäer und einen Eingeborenen konnten alle lebend herausgebracht werden. —